

Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

Band: 35 (1948)

Heft: 10

Artikel: Die "Portraits" und die "Maximes" des 17. Jahrhunderts

Autor: Rast, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-532141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

findet er im ganzen ersten Teil der »Mémoires« und in den drei ersten Teilen des »Itinéraire«.

Der Geographielehrer erhält bei Chateaubriand Anregungen, die ihm helfen, seinen Schülern etwas vom Zauber fremder Länder und Meere zu vermitteln.

Der Geschichtslehrer wird gerne auf die menschlich interessante Persönlichkeit unseres Dichters hinweisen. Er kann dabei seinen Schülern die Bekanntschaft eines Menschen vermitteln, der wie wir in einer Zeit-

wende lebte. Der Lehrer kann zeigen, wie Chateaubriand weder in der Welt der Ueberlieferung und des Absolutismus, noch in der Welt der Revolution daheim war, wie er in seinem Leben die Welt des Unglaubens überwand durch die Wendung zur Religion, die Welt des Rationalismus durch Phantasie und Gefühl. Der äußern Macht, der Napoleonischen Macht gegenüber behauptete er sich durch die stolze Unabhängigkeit seines Denkens und Handelns.

Muri bei Bern. Elisabeth de Boer.

Die »Portraits« und die »Maximes« des 17. Jahrhunderts

Zwei Literaturgattungen sind für das französische Geistes- und Hofleben des 17. Jahrhunderts charakteristisch geworden: die Portraits und die Maximes. Inhaltlich gesehen sind die erstern Beschreibungen der Menschen am Hofe, wie Leute des Hofes und des Jahrhunderts sie sahen. Die letztern sind Sammlungen von Werturteilen über die Lebensart eben dieser Menschen. Die erstern sind eine Analyse und schonungslose Enthüllung, die letztern eine Synthese und rücksichtslose Verallgemeinerung. So sah der voreingenommene Mensch den Menschen — und darum haßten sie sich.

I. Die »Portraits«

Immer standen Spott und Karikatur in hohem Kurs. Niemand wurde davon verschont. Nicht der Freund; denn Liebe muß gezankt haben; nicht der Feind, und dieser aus Haß oder gar zur Vernichtung. Spott und Karikatur arbeiten mit der Zunge, mit Pinse und Blei. Sie arbeiten mit der Feder und tauchen sie bald in pechschwarze, bald in blutrote Tinte.

Spott und Karikatur hatten aber nie besser geschulte Werkzeuge als im 17. Jahrhundert unter jenen Berühmtheiten, die zur Zeit Ludwigs XIV. mit Tresse und Perücke als Meister des höfischen Lebens oder als ge-

feierte Damen mit rauschenden Schleppen durch die Grands Salons von Paris schwieten.

Denn diese besaßen den scharfen Geist und die Ueberkultur des Hofes. Sie verfügten über die nötige Bosheit, die im Feuer der Intrige, der Ehr- und Rachsucht geschmiedet war und mit der Anmut der spielenden Katze auch ihre Grausamkeit verband. Sie besaßen endlich das Vorrecht des Müßiggangs und der Langeweile, um Zeit und Geld an die Durchleuchtung der Stärken und Schwächen ihrer Umgebung zu verschwenden.

Daraus entstand, was die *Literaturwissenschaft* als die Portraits bezeichnet. Sie sind das Bild einer Zeit und einer Gesellschaft, welche die Seele ihrer Mitmenschen unbarmherzig auf den Seziertisch legte und deren kranke Teile wie Museumsstücke den Augen der Oeffentlichkeit preisgab. Aus dieser Analyse stellte man, gewollt oder ungewollt, den allgemein gültigen höfischen Typus des Jahrhunderts fest.

Die *Portraits* fanden Anklang. Sie wurden zum eisernen Bestandteil des Romans, des Lustspiels, fehlten nicht einmal in den Predigten des gefeierten Bourdalou, was ihm von den Betroffenen gar übel angerechnet wurde. Doch gab es diesen Anlaß, sich wieder einmal auf ihre Frömmigkeit zu besinnen und sich zu Richtern darüber aufzuwer-

fen, was in der Kirche angängig sei und was nicht.

Die Portraits, diese geschriebenen Bosheiten, folgten *bestimmten Gesetzen*. Denn der Pfeil *überlegter, organisierter* Bosheit sitzt tief und gut. Das Portrait ist ein Spottbild im Mantel des Lobes und der Anerkennung, ein Wolf im Schafspelz. Nicht die Person, sondern ihre Eigenheiten, ihre Schwächen werden angefaßt und mit einem Höchstmaß geistreicher Malerei aufgedeckt. Man weiß nicht, gilt das Interesse mehr der selbstgefälligen Gewandtheit des Schreibers oder der verspotteten Hilflosigkeit des Opfers. Man lobt, um zu geißeln; man erhebt, um herunterzureißen; man hüllt das Opfer in Weihrauch, um es zu betäuben. Den Leser aber überrennt man mit unerwarteter, farbesprühender Redewendung, mit dem feinen Spott, der nicht tötet, nur sticht, über den Haß hinwegtäuscht und bloß harmlose Schadenfreude vorspiegelt, um den Zweck zu verbergen.

Wir alle kennen Madame de Sévigné und ihre Briefe. Was eine Frau an Bitternis erleben, und was der Hof an Intrigen bieten kann, hat sie wohl gekostet. Um so herzloser erscheint das »Portrait«, das das wortreiche und gedankenarme Fräulein de Scudéry von ihr entwirft:

»Prinzessin Clarinte besitzt jene einnehmende Größe, die das Mittelmaß überschreitet und doch niemanden überwältigt. Ihr Lächeln ist dermaßen gewinnend, daß es stets etwas Unerklärliches in sich birgt. Sie gehört nicht zu jenen versteinerten Schönheiten, die sich regungslos anbeten lassen, und doch sind alle ihre niedlich-kleinen Bewegungen ausdruckslos. Sie singt mit Hingabe und Leidenschaft, ja, man darf sagen, sie singt gut, und ihr Gesang trägt das Kennzeichen eines gemäßigten Könnens.«

Madame de La Fayette, die bedeutungslose Neiderin, fügt hinzu:

»Hört man Euch, liebe Freundin, so vergißt man den Mangel an Ebenmaß in Euren Zügen.«

Der eitle, phantasielose Graf de Bussy beschließt das Gemälde folgendermaßen: »Madame de Sévigné trieft von Abwechslung selbst bis zum Sterne ihrer Augen, die verschiedenfarbig sind. Da aber die Augen der Spiegel der Seele sind, so nimmt sich diese Abwegigkeit der Natur für alle, die sich Madame de Sévigné nähern, als eine Warnung aus, nicht allzuviel auf ihre Freundschaft zu bauen.«

Das sind Dornen, kunstgerecht zwischen Blumen gesetzt, um so verletzender, je verborgener sie zwischen leuchtenden Blüten wuchern. Das sind vergoldete, aber deshalb nicht weniger giftige Pfeile, wie sie beispielsweise Madame de Motteville in ihren Memoiren gegen eine zeitgenössische Dame abschnellt:

»Ich sah von ihr Bilder aus der Zeit ihrer Schönheit. Sie zeigen, in welchem Maße sie Anmut besaß. Da aber ihre Schönheit nur die kurze Spanne eines Morgens dauerte und bereits vor Tagesmitte verblichen war, pflegte sie entschuldigend zu sagen, Frauen über 26 könnten nicht mehr schön sein.«

Aber der Spötter ist auch um seine eigene Haut besorgt. Er macht seinem Opfer Zugeständnisse, reicht ihm den kleinen Finger, faßt dafür die ganze Hand. Er sagt »ja« und meint »nein«. Er deckt das Gute seines Opfers mit einem goldschillernden Gewande zu, er verdunkelt das echte Sein mit gleißendem Schein.

Was sagt doch Kardinal Retz Paul de Gondi (1613—1679) über La Rochefoucauld († 1680):

»Er ist ein ausgezeichneter Soldat, aber er war nie ein Krieger. Er hat sich nach Kräften bemüht, ein guter Hofmann zu sein, und ist es nie geworden. Sein Leben lang hat er Parteipolitik getrieben, und war nie ein Politiker von Format. Die Maximes, sein Buch der Lebensgrundsätze, verraten nur wenig Vertrauen auf die Tugend. Seine Lebensführung war stets darauf gerichtet, sich heil aus allen Schlingen zu ziehen. Das läßt mich vermuten, er hätte besser getan, mehr Zeit auf

Selbstbesinnung zu verwenden, statt als höflichster und ehrlichster Mann des Hofes gelten zu wollen.«

Hier dient das Lob der Tugend dazu, die Untugend aufleuchten zu lassen. Er aber, La Rochefoucauld, antwortete mit dem Gegenbilde und beweist, daß Geist und Form des Portraits auch ihm vertraut sind:

»Paul de Gondi, Kardinal Retz, beweist Größe und Mut, aber noch mehr Schaustellung. Seine Rede entwickelt mehr Kraft als Höflichkeit. Der Kardinal hat wohl Religion, aber wenig frommen Sinn. Eitelkeit ließ ihn Dinge unternehmen, die größer waren als sein Können. Er ist gleichnerisch in allen seinen guten Eigenschaften. Was ihm am meisten Ruhm einträgt, ist, daß er seine Fehler in die Sonne zu rücken versteht. Er ist gleichermaßen unfähig für Haß und Freundschaft, wie sehr er sich um beide bemüht. Geschmack und Feingefühl gehen ihm beide ab: er spielt mit allem und findet in nichts

seine Befriedigung. Sein eben erfolgter Rücktritt ist das Allerunlauterste, das er je in seinem Leben begangen hat; denn er verläßt einen Hof, an dem er nie Sympathien gefunden, er verläßt eine Welt, die sich von ihm zurückgezogen hatte.«

Man zeigt das Gelobte Land und weist den Suchenden in die Wüste. Man heuchelt Wahrheit und tischt Lügen auf. Man ist mit einem Worte: unwahr. Diese Erzeugnisse der Feder können darum bei allem Aufwand an Geist, Gewandtheit und Vollkommenheit der Sprache nicht als Kunstwerke gelten, denn sie entbehren des von einem Kunstwerke nicht wegzudenkenden edlen Inhaltes. Sie haben nicht Werte, sondern Unwerte geschaffen. Sie wurden in ihrem Sinne Vorläufer der französischen Revolution, jenes wilden Gewitters, das diese lügenschwere Luft zwar gereinigt, aber auch das Gute weggefegt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Bern.

H. Rast, lic. phil.

LEHRERIN UND WEIBLICHE ERZIEHUNG

Mädchen sein ist etwas Großes

Daß man das betonen muß?! — Ja, es gibt immer wieder Mädchen, die unzufrieden sind mit ihrem Geschlecht, die so viel lieber Buben sein möchten. Es sind nicht die schlechtesten. Meist sind es geweckte, temperamentvolle Kinder, solche, die etwas leisten möchten, die aber ab und zu überborden. Da bekommen sie immer wieder zu hören: »Für ein Mädchen schickt sich das nicht...« — »Ein Mädchen sollte nicht...« — Freilich hat der Erzieher im Grunde recht. Es paßt nicht zu edel fraulichem Wesen. Aber mit diesem negativen Tadeln erreicht er gerade bei den so gearteten Kindern nichts Positives. Meist ist nur Trotz oder innere Auflehnung gegen das Mädchen-sein-Müssen die Frucht da-

von. Denn: »wäre ich ein Knabe, dürfte ich das«, folgert das Kind. —

Nein, zeigen wir doch gerade solchen Mädchen all das Große, Tapfere, das im Frau-Sein liegt, in der gütigen, selbstlosen Mütterlichkeit und Hingabefähigkeit an die Menschen und an Gott! Zeigen wir ihnen in Geschichte und Deutschunterricht wahrhaft große Frauen! Geben wir ihnen Aufgaben zu bewältigen, die nur ein Mädchen lösen kann mit seinen schönen fraulichen Kräften! So werden wir es erleben, daß eben diese Mädchen besonders reiche Frauenpersönlichkeiten werden können.

—er.

Liebe Kolleginnen,

Sie haben vor einiger Zeit das Programm zur diesjährigen Generalversammlung des VKLS. erhalten. Nochmals möchten wir